

dtv

Sie hat ein hübsches Haus, einen netten Mann und eine süße kleine Tochter: Doch das idyllische Leben der Dozentin Emma Greene wird brutal zerstört, als sich eines Abends ein paar Studenten auf ihr Grundstück verirren und es zur Katastrophe kommt ...

Zehn Jahre später wird Emmas Tochter Maggie wieder von Albträumen gequält. Auf die besorgten Fragen ihres Vaters hat die Fünfzehnjährige keine Antwort, sie weiß nur, dass ihr die neue Mathelehrerin irgendwie unheimlich ist. Warum löst die Lehrerin in Maggie diese Ängste aus, die längst überwunden schienen? Eines Tages weiß sie plötzlich, warum ...

»Eine Geschichte voller Wendungen, die den Leser von der ersten Seite an fesselt und in eine Welt voller Abgründe, Spannung, Schmerz und Schuldgefühle entführt.« (Silke Cou rado in der ›Neuen Rundschau‹)

*Laura Brodie* studierte Englisch in Harvard und lebt heute mit ihrem Mann und ihren drei Töchtern in Lexington, Virginia, wo sie Englisch an der Washington and Lee University lehrt. Ihr Romandebüt, der Bestseller ›Ich weiß, du bist hier‹ ([dtv 21313](#)), wurde mit dem Faulkner Society Grant for Best Novel-in-Progress ausgezeichnet.

Laura Brodie

Stimmen in der  
Nacht

Roman

Deutsch von  
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Laura Brodie  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Ich weiß, du bist hier (21313)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte Ausgabe 2014  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2012 Laura Brodie  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›All the Truth‹  
(Berkley, New York 2012)  
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: buxdesign I München  
unter Verwendung von Fotos von Corbis  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21482-7

*Für Rachel*



*Die ganze Wahrheit sag, doch mild –  
Gewinn liegt im Umkreisen  
Zu hell für unsern schwachen Geist  
Ist der Wahrheit Gleißer  
Wie man den Blitz besänftigend  
Erklärt dem kleinen Kind  
Darf Wahrheit sachte schillern nur  
Sonst werden alle blind –*

*Emily Dickinson*





## Prolog

Emma hörte die Stimmen zum ersten Mal, als sie ihrer Tochter gerade liebevoll die Bettdecke über die Schultern zog. Leise Silben zogen draußen durch die Nacht und drangen durch das offene Fenster herein, die langen Vokale durchsetzt von den plätschernden Konsonanten des Bachs in dem weitläufigen Garten hinter ihrem Haus. Gelegentlich erklang das helle Auflachen eines jungen Mädchens, wie ein Kontrapunkt zwischen den tieferen Tönen. Dann war es wieder still.

Sie trat ans Fenster und sah hinaus. Ihr Blick wanderte die Anhöhe hinunter, vorbei am Sandkasten, an der Schaukel und an dem vom Blitzschlag gekrümmten Ahornbaum bis dorthin, wo der Mond seine schimmernden Strahlen ins Wasser tauchte. Und dort sah Emma sie – drei College-Studenten mit silbrig glänzenden Bierdosen in Händen. Um diese Jahreszeit tauchten sie oft hier auf, so wie Marienkäfer oder Kreuzspinnen. Umherziehende Partygänger, die in der letzten Woche vor dem College-Abschluss aus den Studentenwohnheimen ausschwärmten, um im Mondschein des ländlichen Virginia feuchtfröhlich zu feiern.

Eine Meile weiter westlich stellte der alte T. A. Hillyer den Absolventen jedes Jahr ein Stück seines Ackerlands als Zeltplatz zur Verfügung; eine Tradition, die er eingeführt hatte, als sein eigener Sohn aufs College gegangen war. Hillyer sorgte für mobile Toilettenkabinen, und die Studenten brachten Zelte, Bierfässchen und Gitarren mit und heuerten sogar Country-Bands aus der Gegend an, die die Ausschweifungen

unter sternklarem Himmel musikalisch untermalten. Schon am frühen Abend waren Melodiefetzen durch die Blätter von Emmas Pappeln gezogen. Sie hatte auf der vorderen Veranda ihres Hauses gestanden und den Akkorden nachgelauscht, wie sie in gefühlvollen Klangwolken gen Osten auf das Blue-Ridge-Gebirge zuschwebten. Gewöhnlich blieben die Studenten in der Nähe der Musik. Die drei, die sich hier auf ihrem Grundstück herumtrieben, gehörten wohl eher zu den Streunenden, zu den Einzelgängern, die sich lieber auf abgelegenen Wiesen trafen.

Ich bin selbst schuld, dachte Emma. In jedem Frühling lud sie die älteren Studenten mit Hauptfach englische Literatur zum Abschluss des Studienjahres zu einem Picknick ein und verteilte detaillierte Landkarten, sodass Unmengen fremder junger Leute sehr genau wussten, wo dieses ruhige Wiesengrundstück mit den Stockenten, den blaugrauen Fischreihern und den nebelverhangenen Bergen in der Ferne lag.

Die Uhr auf dem Nachttisch ihrer Tochter leuchtete: Viertel vor elf. Emma hatte Maggie am Abend länger aufbleiben lassen, weil sie am nächsten Tag keine Schule hatte. Nun drehte sich das Mädchen auf die Seite und murmelte: »Was sind denn das für Stimmen da draußen?«

»Studenten.« Emma drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. »Jetzt schlaf schön. Ich schick sie gleich weg.«

Im Erdgeschoss nahm sie eine Strickjacke vom Haken neben der Tür und trat auf die kühle, mit Schieferstein geflieste Veranda hinaus. Rob besuchte seine Mutter in West Virginia, sonst hätte er sich darum gekümmert, wäre mit schweren Stiefeln hinausgestapft und hätte den Baseballschläger geschwungen, der an der Garderobe lehnte. »Sie nutzen dich aus«, sagte er immer. »Du bist viel zu nett zu ihnen.«

»Ja«, erwiderte sie jedes Mal. »Ich bin viel zu nett.« Jetzt lief Emma barfuß die Wiese hinunter. Sie spürte den feuchten Klee zwischen den Zehen.

In den Platanen auf der anderen Seite des Bachs funkelten

die Glühwürmchen. Gleich nach Sonnenuntergang waren sie zu Dutzenden in lautlosen Schwärmen aus dem Gras aufgestiegen, während Maggie ihnen quer durch den Garten hinterherjagte und sie mit hohlen Händen einzufangen versuchte. Maggie sah zu gern, wie die gefangenen Käfer einen Augenblick lang zwischen ihren Fingern herumkrabbelten, dann die Flügel spreizten und unbeeindruckt von der kurzen Unterbrechung ihres nächtlichen Treibens einfach wieder davonflogen. Mittlerweile schwebten die Insekten hoch oben zwischen den Ästen, und Emma vermutete, dass es wohl diese leuchtenden Baumwipfel waren, die die Studenten angezogen hatten – all die Lichter, die blitzten wie Hunderte von Kameras auf einem Rockkonzert.

»Hallo«, rief sie, als sie sich dem zum Bachufer hin abflachenden Gelände näherte. Das Gespräch der jungen Leute verstummte, und sie drehten sich nach ihr um. Emma kannte sie – es waren drei eher mittelmäßige Studenten, die sich im Herbst letzten Jahres durch ihr Überblicksseminar zur britischen Literatur gekämpft hatten. Aber wer weiß, vielleicht war es ja eine Art Wordsworth'scher Impuls, hier durch die Landschaft zu streifen und an mondbeschiedenen Bachläufen zu verweilen. Vielleicht waren diese biergetränkten Hirne kurz davor, das Konzept der Erhabenheit doch noch zu begreifen.

*Jetzt sei nicht so*, ermahnte Emma sich. Als sie im Alter dieser Studenten gewesen war, hatte auch sie Sechserpacks Bier in braunen Papiertüten herumgetragen und in Wäldern und an Flussufern nach Stellen gesucht, die sich am besten für eine Mitternachtsparty eigneten. Manchmal hatten sie und ihre Freunde sich an einem kleinen See niedergelassen, und einmal hatten sie sogar ziemlich angetrunken auf einem Friedhof Flaschendreher gespielt. Doch Emma hätte nie die Dreistigkeit besessen, einfach auf das Grundstück eines Professors vorzudringen. Aber das schien ja ohnehin der Unterschied zwischen dieser Generation und der ihren zu sein – die

unbedingte Anspruchshaltung der jungen Leute, so als wären die Erwachsenen nur dazu da, ihnen zu dienen.

Den einen der Studenten mochte sie ganz gern, den großen mit den braunen Haaren namens Jacob. Den ganzen Herbst über hatte er geredet wie ein Wasserfall, denn er war einer von denen, die stets eine Meinung zu allem parat hatten, ob es um Coleridge ging oder Keats. Wann immer die Diskussion im Seminar einen toten Punkt erreicht hatte, konnte man darauf setzen, dass Jacob sie wiederbelebte. Seine schriftlichen Arbeiten waren allerdings enttäuschend gewesen. Sie hatten zwar immer voll kühner Behauptungen gesteckt, an durchdachten Argumentationen, die seine Thesen dann auch belegten, hatte es aber gemangelt. Letztlich, so fürchtete Emma, war Jacob wohl vor allem ein Blender und ohne echte Substanz – dennoch, an einem langweiligen Nachmittag im Seminar war auch ein Blender nicht zu verachten.

Neben ihm stand ein junges Mädchen, dessen Namen Emma sich nie hatte merken können. Sie war völlig unauffällig in ihren ausgewaschenen Jeans und den unvermeidlichen Flip-Flops, und auch ihr schmales Gesicht und ihr glattes Haar, das weder richtig blond noch braun war, fielen nicht weiter auf. Im Seminar schien sie sich nichts mehr gewünscht zu haben, als mit den sie umgebenden Wänden zu verschmelzen, weshalb Emma versucht hatte, sie mit offenen Fragen aus der Reserve zu locken: »Was bedeutet das für Sie: ›Schönheit ist Wahrheit, Wahrheit Schönheit‹?« Doch das Mädchen hatte stets nur die Achseln gezuckt und gelächelt, da sie anscheinend annahm, dass eine Geste der Unterordnung ausreichen würde.

Als auch der dritte Student sich zu ihr umdrehte, zuckte Emma kurz zusammen. Den kannte sie nur allzu gut, diesen lustlosen, trägen Blondinen – Kyle Caldwell, der Sohn eines ehemaligen Absolventen des Colleges mit Geld wie Heu. Kyle hatte eine Art an sich, ihr immer viel zu direkt in die Augen zu sehen, gerade so, als wäre jede ihrer Begegnungen ein

Wettkampf im Anstarren, den Emma letztlich doch verlieren würde. Als sie den Blick diesmal senkte, sah sie, dass der junge Mann bleiche, plumpe Beine hatte, die im Mondlicht leuchteten und sie an seine Aufsätze erinnerten – schwammig und von Plattitüden durchsetzt.

Trotzdem hatte sie Kyle aus feiger Großzügigkeit heraus die Note B gegeben. Nur selten fügte sie ihren Bs auch das gefürchtete Minus hinzu, das winzige Zeichen dafür, dass die Leistung eines Studenten unter dem inflationär gebrauchten Durchschnitt des Holford Colleges geblieben war. Vermutlich wollte sie sich damit den nörgelnden Protest der Studenten ersparen oder die Empörung der mit Adleraugen über ihre Kinder wachenden Eltern. Vermeidung von Konfrontation war Emmas Spezialität. Sie sah sich als eine Art intellektueller Hafenlotse, der sich von den roten Warnbojen fernhielt und stets nach der Hauptfahrrinne suchte. Aber wenn irgendwer ihren Zorn verdient hatte, dann dieser Kyle Caldwell, und das nicht wegen seines saft- und kraftlosen Verstandes – so etwas kam oft genug vor –, sondern wegen ihres Verdachts, dass Kyle ein Dieb war.

Einmal war er zu ihr ins Büro gekommen, um über einen Essay zu reden, den er am nächsten Vormittag abgeben sollte. Doch er hatte sich noch nicht einmal ein Thema ausgesucht und wollte, dass sie ihm eins nannte. Emma erschien er wie ein klaffender Schlund, stets bereit, alles, was sich ihm bot, zu verschlingen. Sie hätte ihn am liebsten hinausgeworfen und ihm seine so demonstrativ zur Schau gestellte arrogante Faulheit vorgeworfen. Doch stattdessen hatte sie bloß die übliche Mahnung von sich gegeben, dass die Studenten ihre Essays nicht erst in letzter Minute schreiben sollten. So würde ihm keine Zeit mehr bleiben, den Text noch einmal zu überarbeiten, keine Zeit mehr, ihn zu *verdauen*. Kyle hatte ihre Vorhaltungen hingenommen wie ein angeleinter Pudel, mit konzentriertem Blick und ohne auch nur ein einziges Mal mit der Wimper zu zucken, aber in dem sicheren

Wissen, dass er den Knochen letzten Endes doch bekommen würde.

Als er gegangen war, hatte Emma ihre Pinnwand in der seltsamen Überzeugung angestarrt, dass irgendetwas fehlte. War es ihr Herz oder ihr Mut? Waren es die intellektuellen Standards, die sie vor Jahren schon zugunsten von allerlei Kompromissen aufgegeben hatte? Sie konnte erst benennen, was genau fehlte, als sie das Stück am nächsten Nachmittag an Kyles Rucksack entdeckte – ein blau-weißer Button mit dem Slogan »Krieg ist keine Lösung«. Den musste er von ihrer Pinnwand genommen haben, als sie hinausgegangen war, um ein Gedicht für ihn zu fotokopieren. Es machte ihr nichts aus, dass er diesen Button jetzt hatte – sie waren dazu da, verteilt zu werden. Was sie wurmte, war das Gefühl, dass er sich damit auf subtile Weise über sie lustig machte. Denn neben den alten Bush/Cheney-Buttons, die seinen Rucksack verunzierten, nahm ihr Friedensappell sich klein und geradezu umzingelt aus.

Emma hatte in der Angelegenheit nichts unternommen, nur beruhigend auf ihr vor Wut schäumendes Inneres eingeredet. *Lass los, lass los*. Das war ihr Mantra in diesen Tagen. *Lass einfach alles los*. Sie brauchte ein Mantra, irgendetwas, das den Ärger linderte, der in ihr schwärzte. Im Laufe der letzten Jahre hatte sich eine anhaltende Gereiztheit in ihrem Denken breitgemacht, und sie konnte nicht sagen, ob das ein Symptom des Drucks war, unter dem sie wegen der Festanstellung stand, oder eine Haltung, die zurzeit in der amerikanischen Alltagskultur um sich griff. Wut schien der neueste Zeitvertreib der Nation zu sein, wenn man an all die Verkehrsrowdys und den Wahn der Übermütter dachte, an all die hysterischen Superbräute, Extremzicken und Starköche direkt aus der Hölle. Wut war ein Verkaufsschlager geworden.

Emma konnte die Ursache ihrer eigenen Frustration nie genau benennen. Waren es einfach nur die schwierigen Studenten mit ihrer schamlosen Erwartungshaltung? Oder war es ihr

Institutsleiter, der sie immer nach ihrer Kinderbetreuung, aber nie nach ihrer Forschungsarbeit fragte? Oder ärgerte sie sich am meisten über die anonymen vorbeibrausenden Autofahrer, die ihre leeren Bierdosen und Schachteln von McDonald's im hohen Gras entlang der Straße vor ihrem Grundstück entsorgten? Jeden Nachmittag, wenn sie nach Hause fuhr, hingen wieder Plastiktüten in den Zweigen der Judasbäume.

Kyle Caldwell, der jetzt leicht angetrunken von einem Fuß auf den anderen wankte, schien alle drei ihrer Kümmernisse zu verkörpern. Das ganze Semester über hatte er Anerkennung für seine höchst mittelmäßigen Leistungen erwartet und sie noch dazu beharrlich mit »Mrs Greene« angedredet, egal, wie oft sie ihn mit einem »Professor« korrigierte. Und die Bierdose da in seiner Hand – die würde vermutlich in den Blüten der Wilden Möhren ihrer Nachbarn landen.

Diesem jungen Mann gegenüber empfand sie mehr Abneigung, als sie je irgendeinem anderen Studenten entgegengebracht hatte, und das lag nicht nur an dem fehlenden Button – dieses kleine Vergehen wäre leicht zu vergeben gewesen. Doch dann hatte sie, kurz vor den Abschlussprüfungen, plötzlich bemerkt, dass ihr Armband nicht mehr auf ihrem Büroschreibtisch lag. Es war ein loses silbernes Bettelarmband, ein Glücksbringer aus ihrer Jugendzeit, das sie oft neben ihre Tastatur legte. Sie hatte sein Verschwinden nach einer Fakultätssitzung bemerkt. Die Tür ihres Büros hatte offen gestanden, und als sie zurückkam, hatte sie die Veränderung im Raum sofort gespürt. Nachdem sie auf der Suche danach ganze Stapel von Unterlagen und Büchern durchwühlt hatte, fiel Emma ein, dass ihr auf dem Rückweg von der Sitzung Kyle im Flur entgegengekommen war, und zwar aus der Richtung, wo ihr Büro lag.

In einem Anfall von Verbitterung hatte sie sofort beim Sprecher des Ehrenkomitees der Holford-Studenten angerufen. Er studierte im Hauptfach englische Literatur und war ein ehemaliger Student von ihr, einer mit scharfem Verstand,

den sie respektierte. Doch als sie ihm ihren Verdacht, Kyle sei Kleptomane, geschildert hatte, reagierte der junge Mann skeptisch.

»Sie haben ihn das Armband also nicht nehmen sehen?«

»Nein, aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass er meinen Button hat.«

»Diese Buttons gibt es überall. Woher wollen Sie wissen, dass es Ihrer ist?«

»Beweisen kann ich es natürlich nicht.«

»Hören Sie, wir können ein Auge auf diesen Studenten haben und mal sehen, ob es noch weitere Beschwerden gibt. Aber in der Zwischenzeit ... warum warten Sie nicht einfach eine Weile ab? Vielleicht taucht das Armband ja wieder auf.«

Er hatte recht. Emma hatte nicht gesehen, dass Kyle es mitgenommen hatte. Es gab keinen konkreten Beweis, und um ehrlich zu sein, neigte sie sogar dazu, Dinge zu verlieren. Es wäre peinlich gewesen, eine Anschuldigung zu erheben und dann einen Monat später das Armband hinter dem Schreibtisch wiederzufinden, wo es hingerutscht war. Also hatte sie sich gesagt: *Lass los. Mach nicht so ein Aufhebens darum.*

Doch als sie Kyle jetzt hier auf ihrem Grundstück mit einer Dose Budweiser in der Hand stehen sah – vermutlich hatte er auch schon auf ihre Blumen gepinkelt –, spürte sie, wie die monatelange Spannung plötzlich hochzukochen begann.

»Hallo, Professor Greene«, sagte Jacob. »Sorry, dass wir hier einfach so auftauchen.« Mit einem breiten Lächeln trat er auf sie zu. »Aber es ist eine so wunderschöne Nacht. Als wir hier vorbeikamen und den Schein des Vollmonds auf Ihrem Bach sahen, mussten wir einfach anhalten und den Anblick genießen.«

Jacob strahlte immer sehr viel charmante Höflichkeit aus, wenn er sprach, doch Emma vermutete, dass es reine Fassade war, auch wenn sie es zu schätzen wusste. Seine Aussprache war so klar, dass sie sich fragte, ob Jacob gar nichts getrunken hatte. Aber vielleicht war er auch nur der Typ, dem Bier



die Zunge nicht schwer machte und dessen Gedanken bei einem gewissen Blutalkoholspiegel schärfer wurden.

»Ich habe Ihr Auto gar nicht gehört«, sagte Emma. Er wies die Anhöhe hinauf, wo ein Range Rover am Straßenrand parkte. Die Studenten fuhren immer riesige Wagen, ohne je die gravierenden Folgen für Mutter Natur zu bedenken.

Emma sah zum Mond hinauf, der in diesem Moment hinter einer Wolke verschwand. »Ich muss Sie bitten, sich wieder auf den Weg zu machen. Meine Tochter versucht gerade einzuschlafen.«

»Aber sicher.« Jacob lächelte immer noch.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Ihre Toilette benutze, bevor wir fahren?« Das unsichtbare junge Mädchen hatte gesprochen.

»Natürlich nicht.« Emma zeigte auf das Haus. »Sie ist im Erdgeschoss, gleich neben dem Zimmer mit den Spielsachen.«

Kyle schloss sich dem Mädchen an und wankte die Anhöhe hinauf auf die beleuchtete Veranda zu. Noch während Emma ihnen nachsah, legte er dem Mädchen einen Arm um die Schultern, und sie brachen beide in Gelächter aus, sobald sie außer Hörweite ihrer Professorin waren. Emma tat einen Schritt, um ihnen zu folgen, denn sie wollte Kyle nicht unbeaufsichtigt in ihr Haus lassen. Doch Jacob redete immer noch.

»Man kann den Großen Wagen sehen, dort oben, verkehrt herum.« Er zeigte genau über ihre Köpfe in den Nachthimmel hinauf. »Und Mars, und Venus vermutlich.«

Doch Emma war nicht in Stimmung für eine Astronomie-stunde. »Wenn mein Mann hier wäre, würde er Sie mit dem Baseballschläger verscheuchen.«

»Wie gesagt, sorry, Professor Greene. Aber das hier ist wirklich ein hinreißender Flecken Erde.«

Emmas Blick folgte dem Bach flussabwärts, über die Wiese ihres Nachbarn hinweg, wo das Skelett einer Scheune Wache hielt am Fuß des mächtigen Elephant Mountain. Die Schönheit der schwarzen Silhouette dieses Berges, die sich

vom Rüssel über die Stirn bis zum gewölbten Rückgrat des Dickhäuters abzeichnete, besänftigte ihre Gedanken. Dieser junge Mann war schließlich nicht das Problem. Jacob mochte Shelley.

»Was werden Sie nach dem Abschluss machen?«, fragte sie.

»Kyle und ich« – Emma zuckte zusammen, als sie den Namen des Diebes laut ausgesprochen hörte – »verbringen den Sommer erst mal im Strandhaus seiner Eltern. Und danach fangen wir an der Wall Street zu arbeiten an. Sein Dad ist ein hohes Tier bei einer Bank.«

»Was für ein Glück für Sie.« Abrupt drehte Emma sich um und ging zurück zum Haus. Wie schade, dass Jacob vorhatte, dem unbedeutenderen Stern seines Freundes zu folgen. Sie hatte das Gefühl, als hätte Kyle ihr noch etwas gestohlen.

»Sie und Ihr Freund scheinen ja unzertrennlich zu sein.«

»Ja.« Jacob nickte. »Wir sind schon zusammen zur Schule gegangen. Ohne mich hätte er es wahrscheinlich gar nicht geschafft. Ich hab ihm oft aus der Patsche geholfen.«

*Und jetzt zeigt sein Vater sich erkenntlich*, sinnierte Emma, aber nicht laut. Niemals laut.

Als sie das Haus betraten, sahen sie Kyle und das junge Mädchen die Treppe herunterkommen. Was hatten die beiden dort oben getan, fragte Emma sich. Etwa ihr Schlafzimmer durchsucht? Über ihre schmutzige Wäsche gelacht? Maggie aufgeweckt? Die Dreistigkeit dieser Studenten kannte wirklich gar keine Grenzen.

Wenigstens dem jungen Mädchen schien es peinlich zu sein. »Danke fürs Toilettenebenutzen«, murmelte sie und lief auf die Haustür zu. Kyle folgte ihr schweigend, doch plötzlich sah Emma etwas Lilafarbenes aus seiner Hosentasche hervorblitzen.

»Einen Moment mal.« Sie stellte sich ihm in den Weg. Den Ansatz von Kyles Doppelkinn direkt vor sich, griff Emma ihm in die Gesäßtasche und zog eine etwa zehn Zentimeter

große Nixe aus Plastik mit glitzernden lila Haaren heraus. Jacob, der hinter ihr stand, stieß ein langgezogenes »Herrgott« hervor.

»Leeren Sie Ihre Taschen aus«, forderte Emma. Doch Kyle stand nur unbeweglich da.

»Leeren Sie Ihre gottverdammten Taschen aus.« Emmas Stimme war eine halbe Oktave tiefer geworden, ein böses Knurren, das sie normalerweise nur dann einsetzte, wenn ihr Mann Rob sich abends über eine Stunde verspätete und sich nicht einmal die Mühe machte, anzurufen.

Jetzt reagierte Kyle. Er stülpte all seine Hosentaschen nach außen, und etwa ein halbes Dutzend Polly-Pocket-Puppen purzelte auf den Boden, deren winzige nackte Gliedmaßen in elastischen Kleidern steckten.

»Du bist ja so scheißarmselig«, rief Jacob, der sich zu beherrschen versuchte. »Es tut mir leid, Professor Greene. Kyle ist ein Idiot.«

»Was wollten Sie denn damit?« Emma trat bis auf wenige Zentimeter an Kyle heran. »Eine Party steigen lassen? Sie für irgendein perverses Trinkspiel benutzen? Sie wissen doch, dass das Holford College einen Ehrenkodex hat. Ich könnte Sie hinauswerfen lassen.«

»Das könnten Sie sicher.« Jacob hatte seinen Freund am Ellbogen gepackt und führte ihn in einem weiten Bogen um Emma herum. »Aber er ist den ganzen Ärger doch gar nicht wert, oder?«

Sie folgte ihnen zur Tür, wo das junge Mädchen wartete.

»Raus aus meinem Haus«, fauchte Emma.

»Ja, Ma'am. Es tut mir wirklich leid, Professor Greene.« Jacob schob Kyle auf die Veranda hinaus und weiter auf den gepflasterten Gehweg. Als Letztes folgte das Mädchen, das den Arm hob, um die Fliegengittertür aufzuhalten.

Und in diesem Augenblick sah Emma das baumelnde Silber aufblitzen.

»Mein Armband!« Sie lief auf die Veranda hinaus und

packte das Mädchen am Handgelenk. Dann drehte sie sich zu Kyle um und hielt den Arm der jungen Frau in die Höhe, so als hätte diese einen Preisboxkampf gewonnen. »Sie haben mein Armband Ihrer Freundin geschenkt!«

Das Mädchen entwand sich ihrem Griff, rannte, sich das Handgelenk reibend, zu Kyle und warf Emma einen finsternen Blick zu. Jetzt fehlten sogar Jacob die Worte, ihm stand der Mund offen angesichts des Schmuckstücks.

Nur Kyle gelang es zu sprechen, und er murmelte etwas vor sich hin, das klang wie: »Die spinnt doch, die verrückte Schlampe.«

»Wie haben Sie mich genannt?« Einen Augenblick lang war Emma ganz benommen, überwältigt von dem Schwall wütender Wörter, die ihr durch den Kopf schossen und sich wie Pistolenkugeln durch ihren Mund Bahn brachen.

»Sie fetter, mieser kleiner Dieb! Ich melde Sie dem Ehrenkomitee! Ihren College-Abschluss können Sie vergessen!« Damit wirbelte Emma herum und riss die Fliegengittertür auf.

»Warten Sie einen Moment.« Jacob sprang die Verandastufen wieder herauf und kam mit versöhnlich ausgestreckten Händen auf sie zu. »Das wollen Sie doch nicht wirklich tun. Nur noch sieben Tage, dann ist Kyle sowieso weg. Und Sie werden ihn nie wieder zu Gesicht kriegen. Warum also all den Ärger auf sich nehmen?« Lächelnd sah er ihr in die Augen, und da erkannte Emma, dass sie den jungen Mann doch falsch eingeschätzt hatte. Er war nicht nur ein charmanter junger Blender, sondern ein ziemlich durchtriebener Kerl, ein Helfershelfer, ein aalglatter Opportunist, der seinem kriminellen Freund stets beistand.

Sie erwiderte sein Lächeln mit einem sarkastischen Grinsen. »Was? Haben Sie etwa Angst, Sie könnten Ihre bequeme Lebensfinanzierung verlieren?«

Jacobs Lächeln schwand.

Emma trat durch die Fliegengittertür ins Haus. Nie wieder würde sie sich so etwas gefallen lassen. Nie wieder würde